

■ Paul Parin – eine kleine Biographie

1916 geboren, wuchs Paul Parin auf dem Landgut seines Vaters im heutigen Slowenien auf. Die jüdisch assimilierte Familie sprach Deutsch, pflegte österreichisch-ungarische Kultur, hatte die Schweizer Staatsangehörigkeit und war sehr reich. Der Lebensstil entsprach dem der Gutsnachbarn, österreichischer Freiherrn, Grafen und »Ritter von«. Dazu kamen Elemente der Ideologie der französischen und englischen Oberklasse, in der ein Junge schon früh ein kleiner Gentleman, d. h. selbständig, zu sein hatte. Ein Grund, aus dem die Kinder der Parins privat von österreichischen Lehrern und Schweizer Gouvernanten erzogen wurden. Wegen einer angeborenen Missbildung des Hüftgelenks musste Paul als kleiner Junge mehrere Monate lang in einem Gipsbett liegen, was – unterstützt durch die liebevolle Pflege der Mutter – seine Beobachtungsgabe schärfte. Dieser Kindheit verdankte es Parin, dass er im Leben »den doppelten Weg als Angepasster und als Revolutionär« gehen konnte.

Mit 17 Jahren besuchte der junge Herr zum ersten Mal eine Schule, ein Gymnasium in Graz. Die meisten Mitschüler waren Nazisympathisanten. Und 1934, als er Abitur machte, erschlugen diese ungestraft drei jüdische Schüler, so dass Parin der einzige überlebende »Nichtari« war. Diese Erfahrung stand am Anfang seiner Politisierung zum linksliberalen Antifaschisten. An den Universitäten von Graz, Zagreb und Zürich studierte er Medizin und las die Werke von Karl Marx und Sigmund Freud. Die Fachrichtung der Chirurgie wählte er, weil in dem sich abzeichnenden Krieg Chirurgen am meisten gebraucht wurden.

Antifaschistische Solidarität

Nach dem Einmarsch der Nazis in Österreich emigrierte Parin in die Schweiz. Er verkehrte dort in Kreisen linker Flüchtlinge und wurde vom Antifaschisten zum Linken. Dazu bei trug auch seine spätere Frau »Goldy« Matthéy, eine Emigrantin aus Österreich. Sie war 1936 mit den Internationalen Brigaden nach Spanien gegangen und leitete jetzt in Zürich ein medizinisches Labor. Parin sympathisierte mit der Kommunistischen Partei, entwickelte aber als Beobachter der Moskauer Prozesse eine kritische Distanz zum Stalinismus. Zusammen mit Goldy und deren Bruder beteiligte er sich an klandestinen Aktionen für die antifaschistischen Immigranten. 1944 organisierten sie, zunächst aus dem Untergrund, zusammen mit vier weiteren Ärzten eine medizinische Hilfstuppe für die jugoslawische Partisanenarmee des Marschall Josip Broz Tito. Erst kurz vor der Abreise unterstellten sie diese der Organisation »Schweizer Ärzte- und Sanitätshilfe« (»Centrale Sanitaire Suisse«), die 1937 während des Spanischen Bürgerkriegs gegründet worden war und der KP nahestand.

Tito war in Spanien gewesen und hatte zwei wichtige Erfahrungen mit nach Hause gebracht: erstens die des Guerillakampfes als Alternative zum Aufbau einer Roten Armee, und zweitens die Praxis der Selbstverwaltung. Beides kam den linkslibertären Vorstellungen vom Sozialismus entgegen, die Parin mit den Genossen seiner medizinischen Freiwilligengruppe teilte. Diese arbeitete vom Oktober 1944 bis zum November 1945 für Titos Partisanen. Die längste Zeit verbrachten sie mit dem Aufbau eines Lazarett in Montenegro, das, mit geringen Mitteln selbstverwaltet, für Parin zum lebendigen Beweis dafür wurde, dass Sozialismus möglich ist. Gesehen zu haben, wie sich Menschen verändern, wenn die Macht der Unterdrücker von ihnen genommen wird, sollte ihn für immer prägen. Dazu kam als zweite einschneidende Erfahrung die von der Wiederaufrichtung der gesellschaftlichen Macht durch die Revolutionäre selbst in Form von Bürokratisierung und Hierarchisierung.

Pionier der Ethnopschoanalyse

Vor allem diese Beobachtung motivierte Paul Parin und Goldy Matthéy, den gesellschaftlichen Unterdrückungsmechanismen bis in die Privatheit des Individuums hinein nachzuspüren und Psychoanalytiker zu werden. Sie hielten Freuds Methode für geeignet, Aussagen über die psychische Dynamik gesellschaftlicher Verhältnisse zu treffen, wenn man sie mit der dialektisch-materialistischen Theorie von Karl Marx verbindet. Die gleichen befreienden Kräfte, die die Menschen in einer revolutionären Situation kollektiv verändern, könnten auch in einer Analyse dazu führen, den einzelnen zu befreien. Nach Abschluss ihrer Lehranalysen in Zürich eröffneten Goldy und Paul Parin zusammen mit dem kritischen Psychoanalytiker Fritz Morgenthaler (1919–1984), der später eine bahnbrechende Theorie der Homosexualität entwickelte, eine Gemeinschaftspraxis. Bekannte Analytiker wie der links engagierte Emilio Modena, der spätere Ethnopschoanalytiker Mario Erdheim und die in Lateinamerika und Palästina aktive Psychodramatikerin Ursula Hauser gingen daraus hervor. Gleichzeitig begannen die Parins, sich mit Ethnologie zu befassen. Sie wollten die Psychoanalyse als Forschungsinstrument benutzen, um das Verhältnis zwischen sozialem Leben und Seelenleben bei Völkern anderer Kulturkreise zu untersuchen. Für den damaligen Wissenschaftsbetrieb ein großer Tabubruch.

Begleitet von Fritz Morgenthaler und seiner Frau unternahm das Paar zwischen 1954 und 1971 sechs selbst finanzierte, längere Forschungsreisen nach Westafrika. Bei den Stämmen der Dogon und der Agni baten sie einzelne Stammesmitglieder, mit ihnen über ihre alltäglichen Probleme zu sprechen, mehrmals in der Woche und zu festen Stunden. In dieser Rolle als »Touristen mit den Ohren«, erhielten sie Aufschluss über die wirtschaftlichen Verhältnisse und kulturellen Institutionen afrikanischer Gesellschaften und deren Einfluss auf die Psyche der Menschen. Die wissenschaftlichen Ergebnisse dieser Reisen haben die Forscher in zwei viel beachteten Büchern festgehalten. 1963 erschien »Die Weißen denken zu viel« und 1971 »Fürchte deinen Nächsten wie dich selbst«.

Die Anwendung der Ethnopschoanalyse schließlich auf die eigene Gesellschaft mit dem »fremden Blick« des Ethnologen ist das, was die neue Disziplin ausmacht. Mit am eindrucksvollsten in diesem Zusammenhang ist die Interpretation der Geschichte des Leutnants William Calley, der während des Vietnamkriegs als Verursacher des Massakers von My Lai (Son My) zu trauriger Berühmtheit kam. Calleys militärische Ausbildung zur bedingungslosen Unterordnung, so Parin, zerstörte seine Persönlichkeit so weit, dass alles, was er einst für gut oder böse gehalten hatte, über den Haufen geworfen wurde. Ein geringer Anlass genügte dann, um einen Massenmörder aus ihm zu machen.

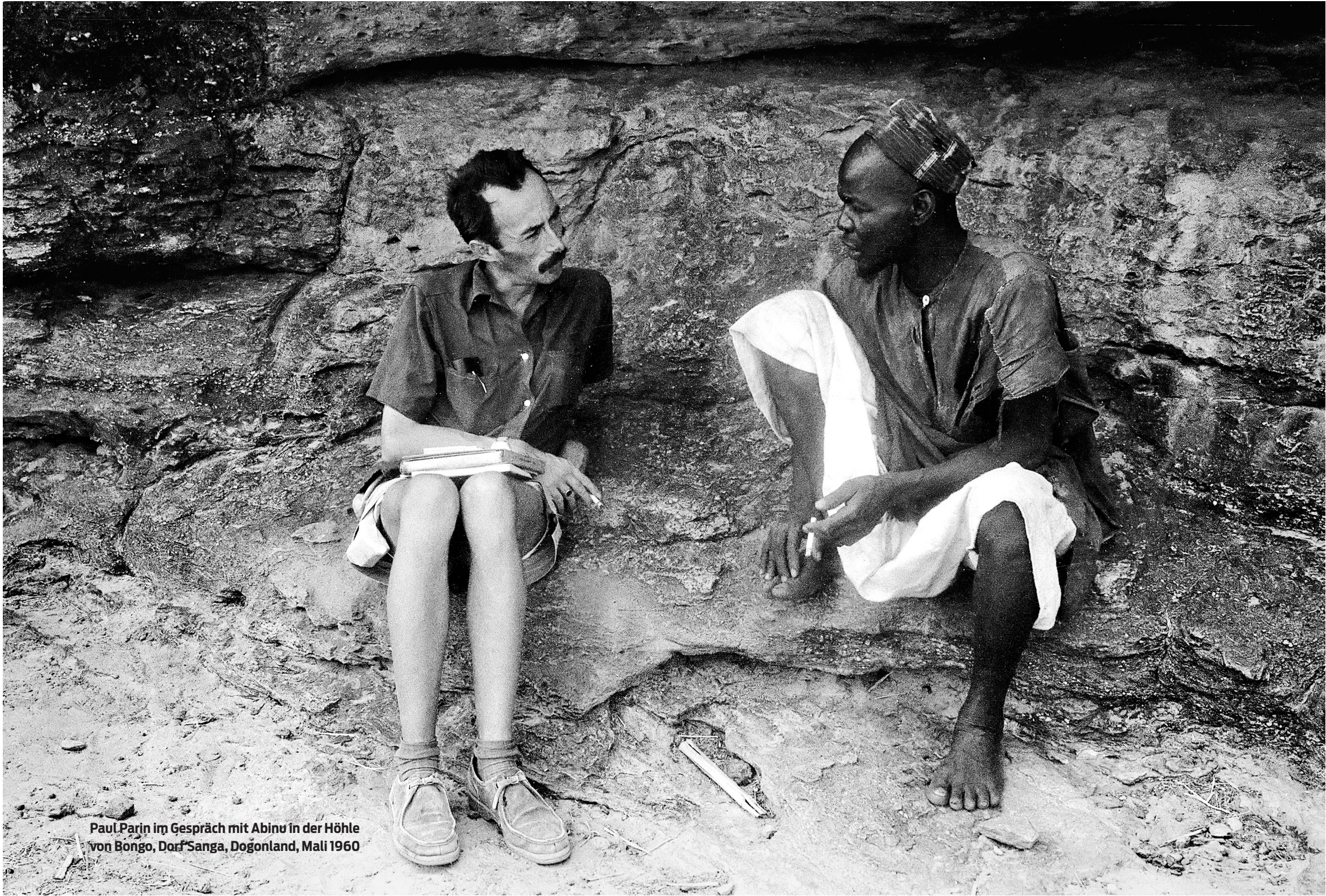
Engagierter Intellektueller

Paul Parin hörte nie auf, sich ins Zeitgeschehen einzumischen. 1968 unterzeichnete er das »Zürcher Manifest«, das die brutale Polizeigewalt gegen jugendliche Demonstranten anprangerte. Zwölf Jahre später verteidigte er die antiautoritär revoltierenden Angehörigen der Züricher Jugendbewegung. Daraufhin wurde ihm der Literaturpreis des Kantons Zürich, den er gerade erhalten hatte, aberkannt. Als ihm dieser sechs Jahre später noch einmal verliehen wurde, spendete er das Geld der Züricher *Wochezeitung* (WOZ), die aus der Revolte von 1980 hervorgegangen war. Hoch betagt veröffentlichte er in diesem Blatt eine Erklärung gegen die Abschiebung bosnischer Kriegsflüchtlinge aus der Schweiz.

Am Ende seines Lebens wurde Paul Parin zum Literaten. Er veröffentlichte Essays und mehrere Bände autobiographischer Kurzgeschichten, beginnend mit »Untrügliche Zeichen von Veränderung« von 1980, wofür er auf Anregung von Christa Wolf den Erich-Fried-Preis erhielt. Aus den persönlichen Erinnerungen an die Zeit in Afrika wurde der fiktive Reisebericht »Zu viele Teufel im Land« und aus den Erlebnissen bei den jugoslawischen Partisanen der dokumentarische Roman »Es ist Krieg und wir gehen hin«. Es folgte der Roman »Noch ein Leben« und weitere Erzählungen.

Als 1997 Goldy Parin-Matthéy starb, widerstand der Verlassene der Versuchung, sich das Leben zu nehmen, um weiter das Zeitgeschehen zu beobachten, zu schreiben und sozial aktiv zu sein. Umsorgt von seinen engsten Freunden starb Paul Parin 2009 in Zürich.

Ulrike Heider



Paul Parin im Gespräch mit Abinu in der Höhle von Bongo, Dorf Sanga, Dogonland, Mali 1960

(© STUDIO UND ARCHIV PAUL PARIN & GOLDY PARIN-MATTHEY, NACHLASS PAUL PARIN, SEIGRAND FELD PRIVATEUNIVERSITÄT WIEN, 3.86.33)

Am Ende der Utopie

Vor hundert Jahren wurde der Psychoanalytiker und Schriftsteller Paul Parin geboren. **Von Ulrike Heider**

■ **Wir dokumentieren im folgenden die Rede, die Ulrike Heider am 2. September 2016 bei der Tagung »Paul Parin. Ein Jahrhundert leben – Individuum, Gesellschaft, Psychoanalyse« in Wien gehalten hat.** (jw)

Als junger Mann habe er sich eine Zeitlang ernsthaft mit dem Gedanken getragen, den Hitler zu erschießen, erzählte mir Paul Parin. Freunde, denen er das mitteilte, versuchten ihn, davon abzubringen. Das müssten die Deutschen selber machen, war ihr Hauptargument dagegen. Die Deutschen, so Parins Antwort, die würden den Hitler nicht treffen.

Das Schießen, erzählte mir der leidenschaftliche Jäger auch, habe ihm schon früh ein adliges Fräulein aus Slowenien beigebracht, das mit seiner lesbischen Freundin auf einem benachbarten Gut lebte. Sie habe besser geschossen als sein

Vater. Einmal kam ich mit einem Wertgegenstand nach Zürich. Paul wollte den nicht ungeschützt in der Wohnung liegen lassen, als wir zum Essen das Haus verließen, und öffnete seinen Safe. Da lag über allem anderen, was darin aufbewahrt wurde, eine mittelgroße Pistole, die ich als metallisch glänzend in Erinnerung habe. Die hatte er getragen, als er sich am Ende des Zweiten Weltkriegs den Partisanen der Tito-Armee zur Verfügung stellte, um sie als Arzt im Kampf gegen die Nazis, die italienischen und kroatischen Faschisten zu unterstützen.

Als ich Paul und »Goldy« (Elisabeth Charlotte Parin-Matthéy, jw) 1988 kennenlernte, hatte das Gros meiner alten Bekannten aus der 68er-Bewegung die Überzeugungen und Lebensweisen ihrer Jugend hinter sich gelassen, um ins bürgerliche oder kleinbürgerliche Milieu der eigenen Eltern zurückzukehren. Die meisten hatten Familien gegründet und waren etwas Ordentliches wie Lehrer, Professoren oder Realpolitiker geworden.

Einer hatte ein Gourmetrestaurant, ein anderer ein schickes Variété eröffnet. Seit der deutschen Wiedervereinigung begannen viele der einstigen Internationalisten, auch über ihr Deutschsein nachzudenken und patriotische Töne anzuschlagen.

Konventionsverächter

Wie erfrischend waren dagegen die beiden über 70jährigen Konventionsverächter, die von sich sagten, dass ihnen seit jeher alles, was mit Heimat, Familie und Nation zu tun habe, ein Graus sei. Verheiratet waren sie nur, weil Goldy ihren Namen ändern musste. Als Veteranin der Internationalen Brigaden war sie zusammen mit allen anderen Brigadisten zum Tode verurteilt worden und hätte zu Francos Lebzeiten unter ihrem Namen Spanien nicht mehr betreten können. Meine neuen Freunde, erfuhr ich, waren zeit lebens Linke gewesen, hatten aber nie einer Partei angehört. Er verstehe sich als »moralischer Anarchist«, ließ mich Paul bei unserer ersten Begegnung im Interview für eine Radiosendung wissen. »Ni Dieu, ni Roi«, so seine Devise: »Kein Gott und kein König kann mir befehlen. Nur mein eigenes Gewissen und die Not meiner Mitmenschen.«

Die Not der Mitmenschen veranlasste ihn und Goldy, ihr beider Leben aufs Spiel zu setzen, um in Jugoslawien in den Lazaretten der antifaschistischen Partisanen zu arbeiten. Sie überlebten, und ihre revolutionäre Jugend hätte damit zu Ende sein können. Nach der Ausbildung zu Psychoanalytikern schließlich hätten sie in Zürich ein ruhiges und bequemes Leben führen können. Sie hätten ein Haus bauen und sich teure Reisen auf Luxusdampfern und in Luxushotels leisten können. Aber nein, in einem Alter, in dem andere unter der Midlife-Crisis litten, zog es sie immer wieder nach Afrika, wo sie mit dem Jeep herumreisten. Unter unbequemsten Bedingungen therapierten sie dort Menschen, die sie dafür

bezahlten, statt daran zu verdienen. All das, um Neues über das Verhältnis zwischen Kultur und Psyche und auch über die Möglichkeit gesellschaftlicher Veränderung zu erfahren. Sie habe ihr Studium der Psychoanalyse nach dem Krieg als »Fortsetzung der Guerilla mit anderen Mitteln« empfunden, pflegte Goldy so sagen.

Nicht lange nachdem wir uns kennengelernt hatten, erschien Parins Buch über seine und Goldys Zeit in Jugoslawien. Vom deutschen Verlag bekam es den ebenso hässlichen wie – bewusst oder unbewusst – zeitgemäßen Titel: »Es ist Krieg und wir gehen hin.« Das war 1991, so anlässlich des zweiten Golfkrieges und unter dem Schlagwort Bellizismus erstmals im postfaschistischen Deutschland der Krieg auch unter Linken wieder salonfähig wurde. Pauls ursprünglicher Buchtitel lautete »Am Ende der Utopie«, aber der Verlag lehnte das als schlecht verkäuflich ab. Tatsächlich sind die Utopie und ihr vorläufiges Ende das Hauptthema des Buches, nicht etwa der Krieg. Das beginnt mit den Schilderungen des harten Alltags im Spital Badija, das Goldy und Paul als ein »gelungenes Experiment sozialistischer Kultur« im Rahmen einer revolutionären Bewegung erlebten. Dazu gehörte die erstaunliche Veränderung der Menschen. Einfache Bauern entwickelten ungeahnte Fähigkeiten. Sie wuchsen über sich selbst hinaus und trafen als Partisanen kollektive Entscheidungen, statt sich wie in einer regulären Armee durch die Befehle ihrer Vorgesetzten verheizen zu lassen. Goldy, Paul und die anderen Ärzte waren Teil einer so entstehenden Basisdemokratie. »Brüderliche Solidarität war für uns der Gegensatz zu hierarchischer Organisation. Wir waren diszipliniert, wenn wir selber es für richtig hielten; jeder Befehl verletzte unsere Würde.«

Aber all dies währte nur kurze Zeit. Die soziale Veränderung baute sich ihren Weg zwischen der Antizipation neuer Umgangsformen und neuer Klugheit und der Regression auf alte

Dummheiten wie Clanbewusstsein und Nationalismus, um am Ende trotz aller utopischen Momente zu scheitern. Selten habe ich eine so präzise Darstellung des Rückfalls in die autoritäre alte Scheiße nach einem sozialistischen Sieg gelesen. Traurig, wie sich alles wiederholt, wie die mutigen Innovatoren zu Kommissaren und Bürokraten verkommen und die Helden der Revolution zu Herrschern eines autoritären Staates, wie die Organisation zum Selbstzweck und die neue Menschlichkeit zur neuen Diktatur wird. In einer seiner autobiographischen Kurzgeschichten schrieb Parin: »Denn leider beherrscht uns das, was wir selber geschaffen haben, und hört nicht damit auf, bis wir es zerschlagen; dann richten wir sogleich, um die alten ungestillten Bedürfnisse zu befriedigen, eine neue Herrschaft in uns auf.«

Skeptischer Optimist

Das um seinen schönen Titel betrogene Jugoslawien-Buch hat, obwohl es vom Scheitern einer Bewegung handelt, die so hoffnungsvoll begann, eine optimistische Botschaft: »Kann«, fragt der Autor, die Revolution weiterleben, oder »stirbt sie nicht immer den eigenen Tod, schon vor der Vendée, bevor die Weißen Garden angreifen, bevor die Condor-Legion in Spanien, Diktatoren und Faschisten in aller Welt ihr den Garaus machen?« »Nein« fährt er fort, »alles mag verkommen, untergehen, sich selbst zerstören, die revolutionäre Bewegung bleibt bestehen. An einem Ort ist sie sicher, am Ort der Utopie. Utopien leben von ihr, grünen, welken und verdorren. Der Drang nach Freiheit bringt neue Utopien hervor, solange es Unterdrückung gibt.« Die Mischung aus großem Optimismus und unbestechlichem Skeptizismus, die daraus spricht, ausgestrahlt von zwei unbürgerlich lebenden älteren Menschen, ist das, was meine Erinnerungen an die Freundschaft mit Paul Parin und seiner Lebensgefährtin zu den schönsten meines Lebens macht.

Paul Parin war ein genuiner Autoritätsverächter, ein Antiautoritärer in allen Lebenssituationen. So gehörte er zu den ganz wenigen Schriftstellern, die sich gegen den Machtmissbrauch von Verlegern, Lektoren und Zeitungsredakteuren und deren willkürliches und autoritäres Verhalten aufzulehnen wagen. Er tritt nicht nur mit ihnen, wenn sie ihm den selbstgewählten Buchtitel verweigerten, ihm vorzuschreiben versuchten, wie ein Artikel anfangen sollte, oder wenn sie in seinem Text herumpfuschten. Er erzählte all dies sogar Freunden und Kollegen, etwas, was unter Schriftstellern normalerweise tabu ist. Wer gibt schon gern zu, dass er geschulmeister und gedemütigt wurde. Außerdem könnte es sich zu denen durchtratschen, die einem das antaten, so dass man endgültig in Ungnade wäre. Paul ging noch einen Schritt weiter. Unter dem Titel »Autoren und ihre Verleger – Eine Parabel« schrieb und veröffentlichte er einen kurzen polemischen Text, in dem er die Autoren mit den Menschen, die Verleger mit den olympischen Göttern vergleicht. Die Irdischen, wie er die Menschen nennt, leben ihr Leben, erfüllen ihre Pflichten, haben Tugenden und Untugenden. Ihr Schicksal aber bestimmen die Götter, von denen es heißt: »Sie kennen keine Grenzen ihrer Macht; sie haben keinerlei Hemmungen. Die Irdischen haben die Entschlüsse der Oberen hinzunehmen. Sie werden nicht gefragt.« Weiter beschreibt der Zornige die Irdischen als die, ohne deren Mühen die Götter nicht leben können, weil sie produzieren, was diese ernährt. Auch vom möglichen Erfolg der Irdischen ist die Rede, wenn es einem Gott gefällt, sie zu erheben: »Ein Stern wird geboren und leuchtet. Der kann aufsteigen und schon bald verglühn, selten einmal erhält er als leuchtender Schein seinen Platz im Firmament. Und es gibt sogar einige blässere Sterne, die darauf hoffen dürfen, in hundert, zweihundert Jahren, oder sonst an einem irdischen Datum, für kurze Zeit wieder strahlen zu dürfen.«

Mit über 60 Jahren begann Paul Parin literarisch zu schreiben, wurde Schriftsteller, nachdem er Arzt, Psychoanalytiker und Ethnopschoanalytiker gewesen war. Seine letzte Identität als Schriftsteller aber war ihm am Ende seines Lebens am wichtigsten, und er hätte gern noch viel mehr geschrieben. Als er schon blind und auf Hörbücher angewiesen war, hörte er alle Romane der Weltliteratur, die er schon immer hatte lesen wollen. Darunter war auch Tolstois »Krieg und

Frieden«, von dem er tief beeindruckt war. »Jetzt weiß ich, wie man schreiben müsste«, sagte er mir in einem der letzten Hörbriefe, die ich von ihm bekam.

Haltung des Historikers

»Die Leidenschaft des Jägers«, eine Mischung von Jagdgeschichten, Essays zum Thema Jagd und autobiographischen Erzählungen, war Parins letztes Buch, mit dem er noch einmal und mehr denn je seine Verachtung aller Konventionen bewies. Der Ton ist »rauer« als in allen vorherigen Büchern. Das sagte er selbst. Drastisch geschilderte Missbrauchserlebnisse aus der Kindheit und explizite sexuelle Szenen schockieren den Leser. Wieder wurde des Autors Wunschtitel – das Buch sollte »License for Sex and Crime« heißen – vom Verleger abgelehnt, und wieder kam es zu Streitigkeiten über den Inhalt. Ein letztes Mal gehörte Paul Parin zu den wenigen Irdischen, die sich gegen die Götter auflehnen, auch diesmal mit einem nur halben Sieg. Weil es ihm so gefallen hat, zitiere ich jetzt, was ich ihm zu diesem Buch schrieb, nachdem ich vergeblich versucht hatte, einen Auftrag für eine Rezension zu bekommen:

»Lieber Paul! Ich habe das Jagdbuch mit großer Spannung und unglaublichem Vergnügen gelesen, obwohl mich passionierte Jäger und Fischer bisher eher abgestoßen haben. Dass es Deinem Verlegerdrachen nicht gefallen hat, liegt sicher an dem, was Du den »rauen Ton« nennst. Für einen alten Herrn aus großbürgerlicher Familie mögen sich Jagdgeschichten ziemen. Warum aber biographische Einzelheiten wie die jugendlichen Orgasmusexperimente beim Fischen und Reiten, die offene Sympathie mit einem Bankräuber oder gar die sich häufenden sadomasochistischen und dazu homosexuellen Szenen? Was soll man davon halten? Hättest Du Dich wenigstens als SM-Schwuler geoutet oder die These vertreten, dass Sex eben mal gewalttätig sei und die Natur des Menschen die des Jägers, dann könnte man das vielleicht noch einordnen. Aber all diese Doppeldeutigkeiten und dieses systematische zwischen allen Stühlen Sitzen. Ein so schmerzliches Übermaß anarchischer Provokationen, alles in allem das Gegenteil von abgeklärter Altersweisheit im Spätwerk!«

Damit es nicht so aussieht, als wolle ich dem mit über 90 Jahren verstorbenen Freund die Weisheit des Alters absprechen, möchte ich noch etwas hinzufügen: Meine Mutter, die etwas älter als Paul war, pflegte endlos darüber zu klagen, dass sämtliche alten Freunde tot seien, im Koma lägen oder bald das Zeitliche segnen würden. So kam es, dass ich Paul fragte, ob auch er darunter leide, dass so viele Freunde wegsterben. »Nein überhaupt nicht«, antwortete er ohne zu zögern. Er betrachtete das Leben vom Standpunkt des Historikers. Im ständig voranschreitenden Prozess der einander ablösenden Generationen offenbare sich Zeitgeschichte. Und darüber müsse man nicht traurig sein.

■ Ulrike Heider, Jahrgang 1947, ist freie Schriftstellerin und Journalistin und lebt in Berlin. Von ihr erschien zuletzt: »Vögel ist schön. Die Sexrevolte von 1968 und was von ihr bleibt«, Rotbuch, Berlin 2014, und »Die Leidenschaft der Unschuldigen. Liebe und Begehren in der Kindheit. Dreizehn Erinnerungen«, Bertz und Fischer, Berlin 2015.

■ Literaturtipps

»Ethnopschoanalyse revisited. Gegenübertragung in transkulturellen und postkolonialen Kontexten«, Psychosozial-Verlag, Gießen 2016, 623 Seiten, und »Augen. Blicke. West. Afrika. Paul Parin als Fotograf«, Psychosozial-Verlag, Gießen, 2016, 112 Seiten

■ Weitere Informationen zu Paul Parin finden sich unter: www.paul-parin.info

■ **Lesen Sie morgen auf den jw-Themaseiten:**
Vom Staat. Zum 80. Geburtstag von Nicos Poulantzas
Von Ingar Solty